

Wir brauchen keine Tiroler Schule

„Autochthone Architektur“: Mit diesem Begriff sollte Anfang der 90er Jahre eine „Neue Tiroler Architektur“ international bekannt gemacht werden. Abgesehen von der urtirolerischen Lautkombination „chth“, die diesem Schlagwort einen besonderen regionalen Charme verleiht, war unter autochthoner – im wörtlichen Sinn bodenständiger oder alteingesessener – Architektur eine Architektur mit tiefen Wurzeln gemeint, die vom Alpinen Haus der anonymen Tradition über Heroen wie Lois Welzenbacher und Franz Baumann bis zu Josef Lackner reichen. Etwas boshaft ließe sich diese Charakterisierung als „alteingesessen modern“ übersetzen, und entsprechend gering war auch die internationale Resonanz. In den letzten Jahren hat sich das Bild jedoch deutlich gewandelt. Die neue Tiroler Architektur ist experimenteller und vielschichtiger geworden, zugleich findet sie auch in der breiten Öffentlichkeit Tirols ein verstärktes Interesse. Das ist einerseits neuen Institutionen zu verdanken: der Architekturschule an der Universität Innsbruck, die nach einem Vierteljahrhundert ihres Bestehens deutliche Wirkungen zeigt, und dem Architekturforum Tirol, das wesentlich zur Wahrnehmung zeitgenössischer Architektur in der Öffentlichkeit und bei Entscheidungsträgern aus Politik und Wirtschaft beitragen konnten. Andererseits hat sich eine jüngere Generation von Architekten weitgehend von den historischen Wurzeln emanzipiert und beginnt Konturen zu gewinnen. Der Plural ist angebracht, da sich die Szene durch sehr differenzierte Positionen auszeichnet, die sich nicht zu einer Tiroler Schule vereinheitlichen lassen. Dass es trotz aller Unterschiede eine gute Gesprächsbasis und Kooperationsbereitschaft zwischen den Büros gibt, dürfte wesentlich zur verbesserten öffentlichen Wahrnehmung beitragen. Wo früher Versuche wie die Einrichtung eines Gestaltungsbeirats für die Stadt Innsbruck an der uneinheitlichen Position der Architekten scheiterten, gibt es jetzt in wichtigen Fragen Konsens und ein gesundes Selbstbewusstsein, von Seiten der Architektur zur gesellschaftlichen Entwicklung wesentliche Beiträge leisten zu können – Architektur als langsames, aber umso wirkungsvolleres Mittel zur politischen Aktion. An Aufgaben fehlt es jedenfalls nicht: Auch wenn im Wohnbau nach wie vor die alten, genossenschaftlich trägen Strukturen dominieren, so gibt es im Industrie- und Gewerbebereich genug innovative Bauherren, und wenn der Tourismus erst einmal entdeckt hätte, was die zeitgenössische Architektur für ihn und seine immer urbaner werdenden Kunden tun könne, dann werde man sich – wie einer der Gesprächsteilnehmer meinte – vor Aufträgen gar nicht mehr retten können.

Christian Kühn

Kühn: Tirol nimmt heute in der österreichischen Architektur eine ganz andere Position ein als noch vor 20 Jahren. Damals waren Wien und Graz die beiden Pole der Entwicklung, Vorarlberg begann gerade ein eigenes Profil zu entwickeln. In Tirol gab es einzelne Bauten, auf die man aufmerksam wurde, aber es gab keine über die Grenzen des Landes hinaus sichtbare Szene. Das hat sich heute völlig geändert: Wenn man die Präsenz Tirols in den Architekturzeitschriften als Maßstab gelten lassen möchte, kann man sicher von einer kritische Masse an Qualität sprechen. Hat sich damit auch eine spezifische Tiroler Schule gebildet?

Pöschl: Eine Schule in dem Sinn, wie sie in Graz oder in Vorarlberg entstanden ist, sehe ich nicht. Unsere Stärke ist gerade die extreme Verschiedenheit der Positionen. Ausgegangen ist das vielleicht von dem provinziellen Wunsch, immer bei den gerade aktuellen internationalen Trends vorne mit dabei zu sein. Inzwischen haben sich daraus spezifische Haltungen ausdifferenziert, die eine sehr große Bandbreite haben. Die inhaltliche Ausein-

andersetzung wird jetzt erst anfangen. Wir stehen an dem Punkt, wo man anhand von Bauten ernsthaft diskutieren kann, worin sich denn die verschiedenen Standpunkte unterscheiden. Und da bemängle ich, dass wir keine Sprache haben, um uns über Architektur zu unterhalten. Wir sind schon zufrieden, wenn in Andeutungen und Fetzen gesprochen wird, statt in klaren Aussagen.

Qualität ist immer noch die Ausnahme, vor allem auf dem Land und in den kleineren Gemeinden.

Jungmann: Dass wir heute eine höhere Qualität der Architektur in Tirol sehen, ist aber zu einem guten Teil darauf zurückzuführen, dass es eine vermehrte Diskussion gegeben hat, in den Büros, mit Bauherren, im Architekturforum Tirol. Wir sind meiner Ansicht nach aber noch weit von einem breiten Qualitätsniveau entfernt, in dem sich Anspruchsvolles leichter umsetzen ließe als Mittelmaß. Qualität ist immer noch die Ausnahme, vor allem auf dem Land und in den kleineren Gemeinden.



Josef Lackner: Haus Peer, Lannersbach

Foto Christof Lackner

Lugger: Meine Erfahrung mit der zeitgemäßen Architektur ist, dass die Widerstände umso größer werden, je besser sie aus unserer Sicht ist. Das ist ein Problem für die Architekten genauso wie für die Bauträger. In Innsbruck ist das Klima liberaler, aber je kleiner die Gemeinde ist, desto größer werden die Schwierigkeiten.

Wiesflecker: Im Unterschied zur Grazer Schule, die ja stark von der Politik getragen wurde, ist die Situation in Tirol eher einem Netzwerk vergleichbar, das vor allem aus Privatinitiative entstanden ist. Das wäre auch gleich eine Forderung für die Zukunft, dass diese Netzwerke nicht so privat belassen werden, sondern dass die großen Wohnbauträger, das Land und die Gemeinden erkennen, dass sie in diesem Netzwerk eine Verantwortung wahrzunehmen haben.

Im Unterschied zur Grazer Schule, die ja stark von der Politik getragen wurde, ist die Situation in Tirol eher einem Netzwerk vergleichbar, das vor allem aus Privatinitiative entstanden ist.

Schmeissner-Schmid: Seit die Dichte an guten Projekten zugenommen hat, sind auch die politisch Verantwortlichen sensibler für Baukultur geworden. Die Frage ist, inwieweit dieses Engagement über die reine Werbewirksamkeit eines Projektes hinaus bis hin zu den Mühen und Kontroversen bei der Umsetzung reicht. Das ist mit ein Grund, warum gute Architektur auch heute noch nur einen Bruchteil des gesamten Baugeschehens ausmacht.

Ritter: Trotzdem haben wir einen Punkt erreicht, wo die kritische Masse an Qualität nicht mehr zu übersehen ist. Das wird wahrgenommen, bis in den kleinsten Winkel, bis nach Villgraten hinein. Diese Masse erzeugt einen Schneeballeffekt, weil sich unsere Gesellschaft immer mehr über Ästhetik, generell über Lebenskultur ausdrücken und differenzieren möchte. Dazu brauchen wir keine Tiroler Schule, sondern den langen Atem für eine möglichst offene und öffentliche Diskussion.

Schlögl: Als der älteste in der Runde habe ich die Situation in Tirol seit den frühen 70er Jahren mitverfolgen können. Geprägt wurde die Tiroler Szene nicht von einer Schule, sondern von einer dominanten Figur, Josef Lackner. Wenn es damals eine allgemeine Tendenz gegeben hat, dann die zur Fortführung der Moderne der Zwischenkriegszeit mit Welzenbacher als Vorbildfigur. Die Grün-



Fotos Arno Ritter (2)

Peter Jungmann

derung der Architekturfakultät an der Universität Innsbruck hat das verändert, hin zu mehr Internationalisierung und – bei der Generation unmittelbar nach mir – zu einem experimentelleren Zugang zur Architektur.

Kühn: Wen würden Sie da konkret nennen?

Schlögl: Wolfgang Pöschl als Stellvertreter für eine ganze Gruppe, die von dem hehren akademischen Anspruch, wie ich ihn beispielsweise von meinem Studium bei Roland Rainer mitgebracht habe, unbelastet war. Wir haben ja bald gesehen, dass man mit diesem Idealismus nur schwer weiter kommt. Man hat erkannt, dass man direkt und authentisch auftreten und die Sprache der Leute sprechen muss, die man überzeugen will.

Pöschl: Wir sind in unserer Zeit an der Universität als Studentenvertreter sehr politisch an die Dinge herangegangen und haben uns intensiv mit Machtspielen auseinandergesetzt: Wie funktioniert Macht, wie bedient man sich der Macht, wie unterminiert man sie? Mich hat eigentlich erst Rainer Köberl zur Architektur gebracht mit dem Vorwurf, dass wir uns um Studentenvertretung und alles mögliche kümmern, aber am Ende macht ein Architekt immer noch Räume.

Pendl: Ich bedauere nicht, dass wir an der Universität mehr Politik als Architektur betrieben haben. Heute sehe ich – nach einer Phase, in der man eher den Sinn darin gesehen hat, soweit wie möglich erfolgreich zu werden – bei manchen jüngeren Kollegen wieder ähnliche Interessen. Im Moment gibt es an der Universität Studentengruppen, die eigene Lehrveranstaltungen zu diesen Themen machen, auf einem hohen Niveau, unter anderem gefördert von Volker Giencke und seinen Assistenten.

Pöschl: Im Unterschied zu uns haben diese Jungen mehr Substanz im Architektonischen als wir sie hatten. Die machen natürlich auch mehr oder weniger produktive Umwege, aber ich denke, dass sie die unproduktiven ideologischen eher auslassen. Uns fehlte ein bisschen die architektonische Basis, und deshalb bewundere ich auch Hanno Schlögl und seine Generation, die in gewissen Dingen viel fundierter ist.

Ritter: Man kann den Stellenwert der Universität für die Entwicklung in Tirol nicht hoch genug einschätzen. Die Studienrichtung aufzulassen, wie das jetzt auf ministerieller Ebene diskutiert wird, wäre ein enormer Verlust.



Klaus Juen

Kühn: Bleiben wir vielleicht ganz kurz noch beim Historischen. War Lackner tatsächlich eine derart dominante Figur, wie das Hanno Schlögl angedeutet hat? Da gab es doch an der Universität zumindest noch Othmar Barth und Leopold Gerstel.

Pöschl: Ich würde noch Dieter Tuscher und Robert Schuller nennen, die für uns sehr wichtig waren, vielleicht wichtiger als die großen Professoren. Die haben einerseits die Kontinuität hergestellt zu Vorbildern wie Welzenbacher, und waren andererseits die ersten aus der etwas älteren Generation, die uns ermutigt und gesagt haben, was ihr macht, ist gut, macht weiter so. Das hat Lackner nie getan. Er hat um sich herum eine Wüste gesehen. Nur wenn man genau hingehört hat, gab es auch so etwas wie Ermutigung, vor allem, wenn der Rahmen nicht so öffentlich war. Ihm ist es in erster Linie um Provokation gegangen: Wenn alle eine bestimmte Meinung vertreten haben, dann war er grundsätzlich fürs Gegenteil. Aber er ist in gewisser Weise das Zentrum gewesen. Es gibt keinen Architekten in Tirol, der nicht irgendwann mit Lackner schon stundenlang innere Monologe geführt hätte. Er ist einem im Genick gesessen, ob man das wahrhaben wollte oder nicht.

Es gibt keinen Architekten in Tirol, der nicht irgendwann mit Lackner schon stundenlang innere Monologe geführt hätte. Er ist einem im Genick gesessen, ob man das wahrhaben wollte oder nicht.

Schlögl: Friedrich Achleitner äußerte einmal die Ansicht, dass Lackners permanenter Widerspruchsgeist gegenüber seinen Tiroler Kollegen ein Grund für die fehlende Architekturdebatte gewesen ist.

Kühn: Dieser radikale Individualismus und das Ablehnen aller Gruppenzwänge ist symptomatisch für Lackners Altersgruppe der um 1930 geborenen. Das hat in Deutschland und Österreich eine ganz bestimmte Sozialisation bedeutet. Günther Grass – der selbst dazugehört – hat einmal von der „Flakhelfergeneration“ gesprochen.

Schmeissner-Schmid: In der Öffentlichkeit ist jedenfalls der Eindruck entstanden, dass die Architektenschaft sich nicht einig ist und nur untereinander streitet. Das war für die Politik immer eine gute Ausrede, die Meinung der Architekten nicht besonders wichtig zu nehmen. Heute ist es gerade eine Besonderheit des Tiroler Klimas, dass



Foto Euduard Hueber

Baumschlager & Eberle: Wohnen am Lohbach, Innsbruck

es eine gute Kommunikation und bei aller sachlichen Kritik ein kollegiales Verhältnis zwischen den Architekten gibt.

Pendl: Das unterscheidet die Tiroler Szene meiner Ansicht nach stark von anderen Bundesländern. Der Begriff des Netzwerks ist ja schon angesprochen worden, und das ist etwas ganz anderes als eine Seilschaft. Für mich gehört zum Begriff des Netzwerks auf jeden Fall der Begriff des öffentlichen Wettbewerbs dazu, weil da auch Leute eine Chance bekommen, die zufällig nicht wahrgenommen werden. Auch das beste Netzwerk öffnet den Kreis nur bis zu einem gewissen Grad, und es gibt immer gute Leute, die nicht dazugehören.

Wir müssen systematisch auch die Kollegen wahrnehmen und anerkennen, die sich in entlegenen Gebieten an irgendwelchen Bauernhöfen ablagen.

Obermoser: Die gegenseitige positive Wahrnehmung und die gegenseitige Förderung ist sicher eines unserer wichtigsten Marketinginstrumente. Von so einer Strategie können alle profitieren. Wir müssen systematisch auch die Kollegen wahrnehmen und anerkennen, die sich in entlegenen Gebieten an irgendwelchen Bauernhöfen ablagen.

Kühn: Also keine Mafia?

Obermoser: Nein, das ist ein Qualitätsnetzwerk, bei dem im Grunde jeder dabei sein kann. Wenn einer merkt, dass er bei Wettbewerben nicht mehr erfolgreich ist, muss er sich eben die entsprechenden Leute ins Büro holen.

Kühn: Geht dieses Netzwerk über die Diskussion in der Szene hinaus, also in Richtung direkter Kooperation zwischen Büros?

Pendl: Es gibt in letzter Zeit einige Beispiele für solche Partnerschaften, wie zwischen Reitter und Lorenz, Lorenz und Obermoser, Obermoser und Reitter, oder Reitter und Riccione. Die Entwicklung ist noch zu frisch, um von einem Trend zu sprechen, aber es ist durchaus möglich, dass sich hier neue Modelle für flexible Partnerschaften entwickeln.

Obermoser: Wenn ich davon ausgehe, wie viele junge



Zaha Hadid: Bergisel-Schanze, Innsbruck

Büros mich wegen eines konkreten Bewerbungsverfahrens kontaktieren, sehe ich durchaus einen Trend. Da habe ich überhaupt kein Problem, eine solche Partnerschaft einzugehen.

Jungmann: Das ergibt sich doch einfach aus den unterschiedlichen Infrastrukturen und Kompetenzen der Büros. Solche Arbeitsgemeinschaften bei größeren Projekten gab es immer schon.

Obermoser: Ich sehe das nicht nur so pragmatisch. Da geht es durchaus um den Spaß an der Sache, ohne besonders darüber nachzudenken, was passiert, wenn es zu einem Auftrag kommt.

Ich kann heute nicht mehr wie vor zehn Jahren mit einem schwachen Produkt auf dem Markt bestehen.

Kühn: Ich würde jetzt gerne das Thema der architektonischen Innenverhältnisse verlassen und etwas genauer auf das Verhältnis zwischen den Architekten und ihren Kunden eingehen. Herr Lugger hat vorhin gemeint, dass nach seiner Erfahrung die Probleme umso größer sind, je besser – aus unserer Sicht – die Architektur ist, und dass die Probleme mit der Distanz von Innsbruck zunehmen.

Lugger: Die besten Produkte, die wir in den letzten 15 Jahren gemacht haben, waren von großen Widerständen begleitet und die schlechtesten vom größten Lob. Selbst wenn der Bauträger ambitioniert ist und einen guten Architekten an der Hand hat, nützt das nichts, wenn die Gemeinde nicht will. Eine jüngere Erfahrung in diese Richtung ist Strassen in Osttirol, das wir mit Peter Jungmann geplant haben, wo trotz allen Bemühungen nicht gegen das Meinungsklima im Ort anzukommen war. Ich halte das für typisch für kleinere Gemeinden, da hat die kritische Masse, von der Arno Ritter spricht, keinen Effekt.

Wiesflecker: Ich glaube, dass die gemeinnützigen Wohnbauträger und die öffentlichen Bauherren generell meistens viel zu früh die Segel streichen. Abgesehen von ein paar hoffnungslosen Sonderfällen wie Alpbach ließe sich heute überall in Tirol zeitgenössische Architektur durchsetzen.

Lugger: Sie sind ein Optimist.

Wiesflecker: Wenn man in Vorarlberg praktisch in



Fotos Arno Ritter (2)

Johann Obermoser

jeder zweiten Gemeinde einen guten Wohnbau sieht, dann muss das doch bei uns auch möglich sein.

Lugger: Unser Hauptziel ist nicht, zeitgemäße Architektur zu bieten, sondern zeitgemäßen Wohnbau. Da hat die Stimme des Bürgermeisters immer noch Gewicht.

Kühn: Haben Sie je ein Prestigeobjekt gemacht, bei dem Sie sich für die zeitgenössische Architektur positioniert haben, über das Maß hinaus, das der Markt von sich aus verlangt? So wie etwa die SEG in Wien gezielt mit Jean Nouvel, Coop Himmelb(l)au und Zaha Hadid arbeitet, um sich ein eigenes Marktsegment zu schaffen.

Lugger: Wir machen nur Prestigeobjekte, aber im Ernst: Wir haben einen breiten Kreis von Architekten als Partner, von Baumschlager/Eberle bis zu Georg Driendl. Der größte Wohnbau, den Josef Lackner je geplant hat, war ein Projekt unserer Genossenschaft, der Neuen Heimat. Ich kann heute nicht mehr wie vor zehn Jahren mit einem schwachen Produkt auf dem Markt bestehen. Es ist kein Zufall, dass wir die einzige Genossenschaft in Tirol sind, die keine Leerstände hat.

Die besten Produkte, die wir in den letzten 15 Jahren gemacht haben, waren von großen Widerständen begleitet und die schlechtesten vom größten Lob.

Kühn: Aber der Bürgermeister hat immer noch das letzte Wort?

Lugger: Wenn mich der nicht antreten lässt, kann ich noch so gute Projekte in der Schublade haben.

Kühn: Das heißt, er geht zur Konkurrenz?

Lugger: Wo mit öffentlichen Geldern gearbeitet wird, gibt es langfristige Beziehungen und eingespielte Gewohnheiten. Das läuft so ab, dass der Bürgermeister sagt, er braucht jetzt 25 Wohnungen. Wenn er abgeschlossen ist, können wir diese Chance nutzen, aber auf einen Kampf mit dem Bürgermeister lässt sich kein Bauträger ein, der gewerbliche noch viel weniger, weil er finanziell weniger Luft hat.

Obermoser: Ein Wettbewerb kann da aber viel bewirken. Ich war vor kurzem in einer Jury in Sillian/Osttirol bei der es bei den Vertretern der Gemeinde eine starke



Klaus Lugger

Präferenz für eines der schlechtesten Projekte gab. Der Sieger war schon so gut wie ausgemacht, bevor die Jury überhaupt begonnen hat, aber durch eine lange Diskussion haben wir ein einstimmiges Votum für ein meiner Ansicht nach sehr gutes Projekt zustande gebracht. Der Bürgermeister hat sich am längsten dagegen gesträubt, aber am Ende hat er sich gefreut, als er verstanden hat, was das andere Projekt alles kann, auch wenn es ihn zuerst an eine Baracke erinnert hat. Die Grundvoraussetzung ist aber, dass man gute Leute in die Jury genommen hat, nicht nur bei den Fachpreisrichtern, sondern auch bei den Gemeindevertretern.

Nach meiner Erfahrung gibt es keine schlechten Bauherren, fast jeder ist motivierbar.

Wiesflecker: Die Feuerwehr in Gaimberg in Osttirol von Rainer Pirker wäre das Gegenbeispiel. Dort war alles gut vorbereitet, die Jury gut zusammengesetzt, es gab einen einstimmigen Beschluss, aber so wie es jetzt aussieht, ist das Projekt gescheitert, nach außen hin an den Finanzen, aber in Wirklichkeit hat der Bürgermeister Angst, so ein dekonstruktivistisches Gebäude politisch nicht zu überleben.

Pöschl: Ich glaube, das ist ein grundsätzliches Problem der Wettbewerbe. Das ist ein Implantationsverfahren, wie In-vitro-Fertilisation, da kommt eine Jury und überzeugt die Gemeinde, aber wenn dann der Architekt nicht nahtlos an die richtigen Leute kommt und die weiter motivieren kann, ist das Projekt oft zum Tode verurteilt. Wenn man Wettbewerbe macht, muss man diese Verbindung zu den maßgeblichen Leuten langfristig herstellen. Nach meiner Erfahrung gibt es keine schlechten Bauherren, fast jeder ist motivierbar. Aber die Strukturen müssen passen, dass sich die Leute auch auf ein Abenteuer einlassen. Wenn es da irgendwelche Machtspiele hinter den Kulissen gibt, ist ein Projekt rasch erledigt.

Schmeissner-Schmid: Trotzdem ist der Wettbewerb die beste Möglichkeit, so einen Meinungsbildungsprozess ins Rollen zu bringen. Man darf nur einen Bürgermeister nicht allein lassen gegenüber der Bevölkerung. Ich sehe bei den Politikern heute eine größere Aufgeschlossenheit, aber in der Öffentlichkeit hat es zeitgenössische Architektur immer noch sehr schwer.

Jungmann: Man muss ehrlich sagen, dass die Gegner-

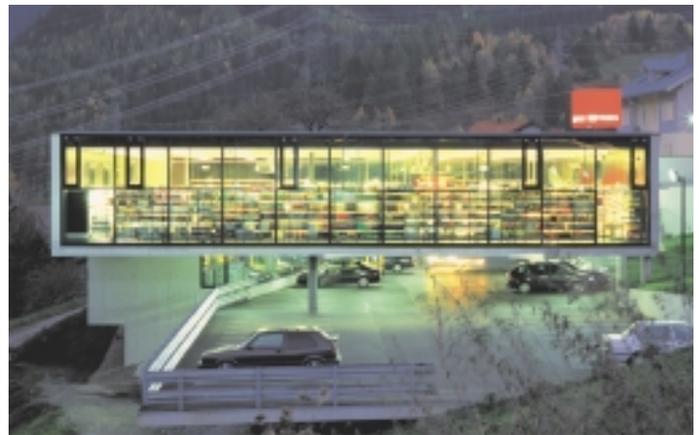


Foto Lukas Schallier

Rainer Köberl + Astrid Tschapeller: m-Preis, Wenss

schaft zu solchen Projekten sicher auch oft aus den eigenen Reihen kommt. Es gibt Kollegen, die diese Projekte einfach boykottieren, indem sie sofort mit einem scheinbar günstigeren Projekt auffahren oder sich als Ortsbild- oder Landschaftsschützer aufspielen. Ergebnisse mit so hoher Qualität wie jüngst beim Wettbewerb für die Feuerwehr in Gaimberg, muss man anerkennen. Das ist ein Gebot der Fairness und der Selbsteinschätzung. Auch in diesem Fall haben sich einige Kollegen nicht für den Wettbewerbsgewinner Rainer Pirker und sein Projekt stark gemacht, wie ich es mir wünschen würde. Das erzeugt beim Bürgermeister und beim Gemeinderat natürlich Verunsicherungen.

Obermoser: Wir haben auch ein Problem, die Entscheidungen der Jurynen entsprechend zu publizieren, bevor es solche Kontroversen gibt. Weder die Kronenzeitung, noch der Kurier oder die Tiroler Tageszeitungen berichten kostenlos über ein kleines Bauvorhaben in Hintertux. Das wäre aber gerade für die politischen Entscheidungsträger extrem wichtig.

Tirol ist eines der wenigen Bundesländer, das versucht, eine offene Wettbewerbskultur aufrecht zu erhalten.

Kühn: Das Architekturforum hat gerade im Zusammenhang mit dem BTV-Bauherrenpreis eine Beilage in der Tiroler Tageszeitung mit einer Auflage von 80.000 Stück gemacht. Kann so eine Aktion die Defizite bei der redaktionellen Berichterstattung kompensieren?

Ritter: Ich glaube nicht an die Einmaligkeit von Publizität. Man muss das Thema am Köcheln halten, durch sukzessive Berichte über Ausstellungen und Werkstattgespräche. Von dieser einmaligen Maßnahme einer Beilage erwarte ich mir keinen sofortigen „Rückfluss“. Das ist ein Teil der Arbeit am Netzwerk, das bestimmte Medien, Politiker, Beamte, Architekten, Bauherren und Bauträger umfasst. So ein Netzwerk braucht eine gewisse Strahlkraft und Attraktivität. Mit der Stadtplanung in Innsbruck ist das über Jahre hinweg aufgebaut worden, durch einen Austausch von Meinungen, ein Abklopfen von Positionen. Wenn es diese Strahlkraft gibt, dann kann man sich damit auch positionieren. Ich glaube durchaus, dass etwa ein Bauträger wie die Neue Heimat sich mit guten Projekten als „Architekturbauträger“ positioniert hat, auch wenn noch vieles, das von der Neuen Heimat errichtet wird, nicht unter diese Qualitätskriterien fällt.



Reitter & Pflieger: Bergstation Horbergbahn, Schwendau i. Zillertal

Foto Günter Wett



Fotos Arno Ritter (2)

Georg Pendl

Kühn: Diese Strahlkraft wird auch von den so genannten „großen Namen“ gefördert. In Innsbruck gibt es eine Reihe von Beispielen, das Rathaus von Dominique Perreault, der Bahnhof von Riegler Riewe, die Bergisel Schanze von Zaha Hadid, das Krankenhaus von Loudon/Katzberger, das Umspannwerk von Ben van Berkel, um nur einige zu nennen. Bei den letzten Wettbewerben war auch ein starker Anteil deutscher Büros unter den Gewinnern. Wird das von den lokalen Architekten nicht auch als Bedrohung empfunden?

Pendl: Es gibt da einige lokalpatriotische Anwendungen, die sich einen Artenschutz wünschen. Tirol ist eines der wenigen Bundesländer, das versucht, eine offene Wettbewerbskultur aufrecht zu erhalten.

Die Art, wie manche Wettbewerbe vorbereitet werden, ist einfach haarsträubend.

Kühn: Gibt es da auch eine umgekehrte Tendenz, sich im Ausland zu bewerben?

Schlögl: Bei einem Wettbewerb in Deutschland gibt es bis zu 300 Teilnehmer, bei uns 30, bei den größeren Wettbewerben maximal 80. Da ist es verständlich, dass Deutsche Büros versuchen, bei uns mitzumachen. Das lässt sich nicht einfach umkehren.

Ritter: Es gab im ersten Halbjahr 2001 auch eine zufällige Verdichtung von Wettbewerben, die die Bürokapazität der Tiroler Architekten überfordert hat. Wenn in so kurzer Zeit sechs große öffentliche Wettbewerbe stattfinden, dann darf es einen nicht wundern, wenn jeweils nur noch ein viertel der Teilnehmer aus Tirol kommen.

Pendl: Trotzdem glaube ich, dass es grundsätzlich klüger war, Wettbewerbe durchzuführen anstelle der ursprünglich vorgesehenen reinen Bewerbungsverfahren. Wir haben uns auch von der Kammer dafür stark gemacht.

Kühn: Ein anderes Instrument zur Qualitätssicherung sind Gestaltungsbeiräte.

Schmeissner-Schmid: In Innsbruck ist das seit Jahren in Diskussion. Solange sich die Politik darunter einen Beirat vorgestellt hat, der politisch besetzt ist, konnten wir das von Seiten der Stadtplanung nicht befürworten. Auch in der Architektenschaft war die Meinung lange

uneinheitlich. Im Moment scheint es aber eine Willensbildung für einen unabhängigen Gestaltungsbeirat zu geben, zumindest für eine Testphase. Ein Gestaltungsbeirat ist sicher kein Allheilmittel, aber er erzeugt auf jeden Fall höhere Ansprüche, und das ist grundsätzlich zu begrüßen, auch wenn dann nicht alles perfekt umsetzbar ist.

Pendl: Ich stehe einem Testlauf mit einem Gestaltungsbeirat aus ganz pragmatischen Gründen positiv gegenüber: Es gab in den letzten Jahren bei den größeren Projekten ein erfreuliches Wettbewerbswesen, aber im Bereich der mittleren Bauprojekte und privaten Bauträgern gibt es einen unglaublichen Wildwuchs in der ganzen Stadt. Ein Gestaltungsbeirat hat gerade in diesem mittleren Bereich eine Chance zur Qualitätskontrolle, indem er Unsäglichkeiten verhindert.

Kühn: Wie sieht die Situation auf der Ebene der kleineren Gemeinden aus?

Dass die Wohnbauträger nicht wissen, wer ihre Kunden sind, wird sich nicht ändern, aber deshalb kann man doch die gesellschaftliche Entwicklung nicht ignorieren.

Juen: Mir ist keine Diskussion in dieser Richtung bekannt. Bürgermeister und Gemeinderat lassen sich natürlich von Sachverständigen beraten, die aber in der Regel aus dem unmittelbaren Umfeld der Gemeinde kommen. Ich könnte mir aber vorstellen, dass überall dort mehr Einfluss genommen wird, wo öffentliche Gelder zum Einsatz kommen, also dass beispielsweise Wettbewerbe durchgeführt werden müssen. Um so etwas zu organisieren, könnte man durchaus einen Beirat einrichten, der Kriterien festlegt und berät.

Obermoser: Man müsste auf jeden Fall zu den Wettbewerben eine Hilfsstruktur aufbauen, etwa durch das Architekturforum. In der Steiermark hat das Haus der Architektur so eine Rolle gespielt, um Wettbewerbssieger in einer Gemeinde bei der Vermittlung eines Projekts zu unterstützen.

Ritter: Wenn man dafür ausreichend Mittel und Personal hat, ist das kein Problem.

Pendl: Ich halte es auch für wichtig, dass die Vorbereitung von Architekturwettbewerben in der Hand von Architekten bleibt. Es gibt auf der Bundesebene eine Initi-



Wolfnag Pöschl

ative, die relativ langsam zu greifen beginnt, Schulungen für das Wettbewerbsvorbereitungswesen anzubieten, damit ein bestimmter Mindeststandard eingehalten wird. Die Art, wie manche Wettbewerbe vorbereitet werden, ist einfach haarsträubend.

Lugger: Ich komme mir vor wie auf einer falschen Baustelle. Der Architekt soll den Wettbewerb vorbereiten?

Kühn: Ist das keine Aufgabe für einen Architekten, einen Bauherrn bei der Spezifikation der Aufgabenstellung zu beraten und den Wettbewerb von der Ausschreibung über die Vorprüfung bis zur Jury und zur Öffentlichkeitsarbeit zu betreuen?

Lugger: Einen Wettbewerb zu machen, ist doch eine Kernkompetenz jedes Bauträgers. Wenn er das nicht kann, gibt es ihn morgen nicht mehr. Ein Architekt kann da als Konsulent helfen, aber die Federführung hat der Bauherr.

Pöschl: Vielleicht lassen Sie einmal von Baumschlagler/Eberle eine Wettbewerbsausschreibung machen. Sie würden staunen, was unter Umständen dabei herauskommt.

Lugger: Nein, ich will eigentlich nicht staunen.

Kühn: Das Beispiel mit den M-Preis-Märkten beweist für mich aber eher das Gegenteil. Diese Märkte gehören sicher zum innovativsten, das in Österreich auf diesem Sektor in den letzten Jahren entstanden ist, gerade weil die Firma in Kooperation mit den Architekten die Aufgabe „Supermarkt“ neu definiert hat. Die wollten sich überraschen lassen!

Wenn ich die Qualität, die ich sonst in einem Haus formulieren kann, nicht auch im Wohnbau erbringen kann, brauche ich doch gar nicht anfangen.

Pöschl: Mein erster Bauherr, ein Hotelier, hat zu mir gesagt, ich soll etwas machen, das anders ist als das, was er sich eh schon vorstellen kann. Ich bin da positiv geschädigt.

Lugger: Aber der M-Preis hat den Vorteil, ein Wiederholungstäter zu sein; die Konzepte sind ja an den verschiedenen Standorten ähnlich aufgebaut. Im Vergleich dazu ist jedes Wohnhaus eine Einzelanfertigung.



Foto Margherita Spiluttini

Henke und Schreieck: Fachhochschule Kufstein

Ritter: Das glaube ich nicht. Man muss das von der Konkurrenzsituation her vergleichen. Der M-Preis hat vor zehn Jahren erkannt, dass die Konkurrenz von Billa, Spar, Merkur, usw. auf seinen Markt drängt. Die verkaufen dasselbe wie er, im Wesentlichen zum selben Preis. Der Firma ist es aber gelungen, sich über die Gestaltung der Märkte zu differenzieren, indem sie die Kompetenz der Architekten genutzt und das Konzept ihrer Märkte weiterentwickelt hat. Das sieht man nicht auf den ersten Blick, aber wenn man einen heutigen M-Preis mit einem älteren vergleicht, merkt man die Entwicklung, nicht nur im Formalen, sondern auch konzeptionell. Das müsste doch im Wohnbau auch möglich sein, aber dort sehe ich eher Stagnation. Funktioniert da die Konkurrenz anders?

Lugger: Der M-Preis macht das sicher vorzüglich. Aber ich bleibe bei der Behauptung, dass die Dinge im Wohnbau anders laufen. Wir kennen zum Beispiel unsere Kundschaft in der Regel nicht, wenn wir bauen, und die Bedingungen sind von Projekt zu Projekt sehr unterschiedlich.

Aber ich kann mir einen guten Wohnbau überhaupt nur vorstellen, wenn man wieder zurückgeht und mit den Leuten, die darin wohnen, redet.

Pöschl: Grundsätzlich ist die Qualität, die man bei einem einzelnen Wohnhaus herstellen kann, unvergleichlich besser als im Geschoßwohnbau. Diese höhere Qualität erkennt letztlich jeder, auch wenn ihm die Architektur zuerst einmal völlig fremd ist. Deshalb ist das Argument für mich fragwürdig, dass die Käufer im Wohnbau bestimmte Erwartungen haben, die man auf jeden Fall befriedigen muss. Wenn ich die Qualität, die ich sonst in einem Haus formulieren kann, nicht auch im Wohnbau erbringen kann, brauche ich doch gar nicht anfangen. Aber man muss es versuchen, man darf den Anspruch nicht schon im Vorfeld abschreiben. Beim M-Preis gibt es keine Limits, da ist zuerst einmal alles vorstellbar. Da sagt niemand: Bitte keinen Sichtbeton, da gibt es ein eine Menge Vorurteile, das können wir nicht machen.

Lugger: Aber der M-Preis hat auch kein Leerstandsrisiko.

Kühn: Aber er hat doch Konkurrenten!

Lugger: Er macht auf jeden Fall Umsätze. Wenn ich



Andreas Orgler: Produktionshalle Kapferer, Fulpmes

Foto Arno Gisinger

etwas Schreckliches plane, dann steht es zu 50 Prozent leer.

Schlögl: Die Vorbehalte seitens der Wohnbauträger gegenüber einem nicht gewohnten Wohnbau sind in Tirol sehr groß. Wir haben vor zwei Jahren eine Diskussion mit den Gemeinnützigen geführt, wie man den Wohnbau verbessern und interessanter machen könnte. Wir haben damals vorgeschlagen, Fördergelder für ein bestimmtes ungesichertes Feld des experimentellen Wohnbaus zu verwenden. Da gab es von eurer Seite keine Resonanz, und auch zu eher pragmatischen Ansätzen habe ich eher Ablehnung in Erinnerung, bis hin zum Wettbewerb, der angeblich zu teuer und zu unsicher ist, wenn ein junger Architekt mit wenig Erfahrung gewinnt.

Vieles wird deswegen nicht akzeptiert, weil es überhaupt noch nicht ausprobiert wurde.

Schmeissner-Schmid: Diesen Vorschlag, Experimentierfelder im Wohnbau zu eröffnen, möchte ich stark unterstützen. Dass die Wohnbauträger nicht wissen, wer ihre Kunden sind, wird sich nicht ändern, aber deshalb kann man doch die gesellschaftliche Entwicklung nicht ignorieren. Die Wohnbedürfnisse ändern sich mindestens so rasch wie die Einkaufsgewohnheiten. Vieles wird deswegen nicht akzeptiert, weil es überhaupt noch nicht ausprobiert wurde.

Pendl: Man muss vielleicht auch wieder mehr Mitbestimmung in den Wohnbau bringen, sicher mit einer stärkeren verantwortlichen Präsenz des Architekten als bei den Mitbestimmungsmodellen der siebziger Jahre. Aber ich kann mir einen guten Wohnbau überhaupt nur vorstellen, wenn man wieder zurückgeht und mit den Leuten, die darin wohnen, redet.

Kühn: Das ist schon deshalb notwendig, weil Architekten immer sehr mittelschicht-orientiert denken und entsprechende Standards produzieren. Wenn ich mir den Baumschlager/Eberle-Typus ansehe, diesen Wohnblock mit Zentralerschließung, da kann eigentlich nichts mehr schief gehen in der Akzeptanz, das ist so durchschnittlich, dass dort jede Schicht halbwegs leben kann. Aber es gibt keine Chance mehr, Lebensvorstellungen auszudrücken, die vom Durchschnitt auch nur einen Millimeter abweichen. Da ist keine Spur von Experiment, von Risiko mehr zu spüren.



Fotos Arno Ritter (2)

Hanno Schlögl

Lugger: Da bin ich völlig anderer Ansicht. Wir experimentieren in Tirol soviel wie nie zuvor, von Niedrigenergiekonzepten bis zum mehrgeschossigen Wohnbau in Holz. Die Zeit der Mitbestimmung ist dagegen völlig vorbei, weil der Markt sich geändert hat. Es gibt so viel Auswahl, dass sich niemand mehr für Mitbestimmung interessiert. Wer will sich denn dafür noch die Zeit nehmen? Das hat es vielleicht vor 20 Jahren in der alternativen Szene gegeben.

Kühn: Wenn Sie recht haben, müsste es im Tiroler Wohnbau doch ein unheimlich diversifiziertes Angebot geben. Stimmt das?

Wiesflecker: In Wirklichkeit gibt es unheimlich viel Fadesse. Ein Freund von mir sucht gerade eine Wohnung, und von 300 Grundrissen sind 295 gleich langweilig. Das liegt wirklich an der Trägheit der Bauträger. Wir haben gerade einen Wohnbau in Innsbruck geplant, da wusste der Bauträger ganz genau, wie ein Grundriss auszusehen hat. Wir haben andere Vorschläge gemacht, die alle abgelehnt wurden, weil das angeblich kein Mensch so will, obwohl wir sogar Leute gebracht haben, die sich gerade für diese Grundrisse interessiert hätten. Jetzt lassen sich die Wohnungen aber nur schwer verkaufen. Beim M-Preis dagegen hat uns die Firma aufgefordert, auch die Regalaufstellung in Frage zu stellen, obwohl die auf dem Gebiet wirklich Profis sind.

Die raumordnenden Kräfte in Tirol sind der Tourismus und das Auto. Die überörtliche Raumplanung hat sich dagegen nie durchsetzen können.

Kühn: Könnte man daraus schließen, dass der Beitrag des Wohnbaus zur Entwicklung des Tiroler Selbstbilds geringer ist als der einer Supermarktkette?

Wiesflecker: In gewisser Weise ja, weil weder die Bauträger noch die Politiker die Ressource Architektur so zielgerichtet einsetzen wie die Firma M-Preis. Da fehlt es an einem klaren Bekenntnis.

Pöschl: Das brauchen wir nicht. Ich bin überzeugt, dass der Tourismus bald ähnlich agieren wird, und dann können wir uns vor Aufträgen nicht mehr retten.

Kühn: Aber gibt es nicht immer noch eine Menge an öffentlichen Aufträgen, vom Gemeindeamt über die Haupt-



Erika Schmeissner-Schmid

schule bis zur Gestaltung einer Fußgängerzone, in denen ein kultureller Auftrag ganz selbstverständlich sein sollte?

Von Innsbruck aus gibt es ein gewisses Interesse, sich auch architektonisch zu profilieren, um damit über die Stadtgrenzen hinaus zu wirken.

Schlögl: Ich habe gestern zufällig erfahren, dass in Wattens eine große Tiefgarage entsteht, geplant von einem deutschen Büro, wahrscheinlich nach einem EU-weiten Verhandlungsverfahren. Dass so eine Aufgabe auch mit Architektur zu tun haben könnte, auf die Idee kommt in diesen mittleren Gemeinden wie Wattens, Telfs und Imst niemand. Das ist überhaupt architektonische Wüste, obwohl es dort eine eher urbane Bevölkerung gibt.

Kühn: Gibt es denn keine Konkurrenz zwischen den Gemeinden untereinander oder mit Innsbruck?

Schmeissner-Schmid: Konkurrenz gibt es höchstens in quantitativer Hinsicht: Wer hat das größere Einkaufszentrum oder Gewerbegebiet? Baukultur ist da sicher kein Thema. Von Innsbruck aus gibt es ein gewisses Interesse, sich auch architektonisch zu profilieren, um damit über die Stadtgrenzen hinaus zu wirken.

Obermoser: Die raumordnenden Kräfte in Tirol sind der Tourismus und das Auto. Die überörtliche Raumplanung hat sich dagegen nie durchsetzen können. Ich hab auch so meine Zweifel, ob diese Form der Raumplanung heute über die Setzung der allgemeinsten Rahmenbedingungen hinaus überhaupt eine Chance hat. Die wirtschaftlichen Interessen regeln das über den Markt.

Ritter: Kann man wirklich von einem Marktsystem sprechen, wenn der Bürgermeister immer noch die wichtigste Instanz ist? Für eine sinnvolle Entwicklung braucht man einfach eine übergeordnete Raumordnungspolitik. Davon profitiert letztlich auch der Markt, weil die Rahmenbedingungen durchsichtiger und gewisse Entwicklungslinien vorgegeben sind.

Obermoser: Das bestreite ich gar nicht. Ich glaube, man muss in Tirol überhaupt erst einmal anfangen mit einer überregionalen Raumplanung. Wenn man die Entwicklung der Gewerbeflächen ansieht, das ist eine komplette Fehlentwicklung. Die stehen meistens genau bei der Ortseinfahrt auf dem Präsentierteller. Das die Ge-



Foto Bruno Klomfar

Johann Obermoser: Lantech, Landeck

meinden dabei in Konkurrenz zueinander agieren, statt Gemeindeverbände zu schaffen und solche Gewerbegebiete an sinnvollen Standorten in größerem Maßstab zu entwickeln, ist der helle Wahnsinn. Das kann aber nur vom Land aus mit überregionalen Maßnahmen betrieben werden.

Schmeissner-Schmid: Wir haben seit 1972 ein Raumordnungsgesetz, das 1994 erneuert wurde, wobei sich nicht viel geändert hat, abgesehen davon, dass noch mehr Gewicht auf den sparsamen Umgang mit Bauland gelegt wurde, um das exzessive Horten von Flächen und die daraus resultierende ungeordnete Entwicklung zu vermeiden. Trotzdem war die Raumentwicklung in Tirol weitestgehend chaotisch, die Zersiedelung ist enorm und geht eigentlich im selben Maßstab weiter, auch wenn die Strukturen mit sehr niedriger Dichte, die sich flächenfressend in die Landschaft hinaus entwickeln, nicht mehr ganz so häufig sind wie früher. Es gibt Gemeinden mit viel Bauland, das in Privatbesitz ist und nur zu horrenden Preisen verkauft wird, und da muss dann trotz allem neu gewidmet werden, oft an Standorten, die nicht besonders attraktiv sind.

Kühn: Gibt es auch ein offensive überörtliche Raumordnungspolitik, wie sie gerade in Bezug auf Gewerbegebiete angesprochen wurde?

Es gibt Gemeinden mit viel Bauland, das in Privatbesitz ist und nur zu horrenden Preisen verkauft wird, und da muss dann trotz allem neu gewidmet werden, oft an Standorten, die nicht besonders attraktiv sind.

Schmeissner-Schmid: Das Thema der regionalen Kooperation ist so alt wie die Raumordnung. Es hat immer wieder Anläufe gegeben, beispielsweise zur Umlandkooperation in Innsbruck, die aber alle gescheitert sind, weil die Konkurrenz zwischen Innsbruck und den Umlandgemeinden zu groß ist und das Land in eine Schiedsrichterrolle gekommen ist, die es nicht ausfüllen wollte. Versuche gibt es aber immer wieder: Vor kurzem wurde eine Studie veröffentlicht über die Gemeindekooperation bei Gewerbegebieten, also genau zum angesprochenen Thema, in der Modelle aus anderen Ländern untersucht werden. Ich habe nur langsam Angst, dass es einfach zu spät ist: Wenn man sich das Inntal anschaut, gibt es nicht mehr sehr viel Flächen, um solche gemeinsamen Projekte zu realisieren.



Rainer Pirker: Feuerwehr Gaimberg

Jungmann: Man muss auch zugeben, dass es auf dem Gebiet der Raumplanung unter den Architekten nur eine geringe Kompetenz gibt. Viele Büros bearbeiten diesen Bereich nur, um in den Gemeinden zu Bauaufträgen zu kommen ...

Obermoser: ... und dann entstehen unsinnige Bebauungspläne, bei denen bis zur Firstrichtung und zur Einfriedung jedes Detail vorgegeben ist.

Jungmann: Für komplexere Aufgaben gibt es eigentlich nur vier Büros im Land, die sich auf diesem Gebiet profiliert haben. Das ist sicher keine gesunde Situation, wenn man sich überlegt, wie wichtig diese Fragen sind.

Kühn: Eine Grundsatzfrage der regionalen Identität haben wir noch nicht angesprochen: Wird Tirol vom Tourismus geprägt bleiben, oder gibt es dazu Alternativen?

Pöschl: Ich glaube, dass der Tourismus sich ändern muss. Die Pioniersituation, in der alles möglich war, in der man vieles falsch machen und trotzdem erfolgreich sein konnte, ist vorbei. Die Strukturen werden sich bereinigen und mehr von Großhoteliers getragen werden. Von der Architektur her werden wir erkennen müssen, dass es im Tourismus durchaus darum geht, Atmosphären zu erzeugen. Die Anmaßung, dass nur das Ungemütliche anständig und alles andere nur rustikaler Kitsch ist, muss man aufgeben.

Von der Architektur her werden wir erkennen müssen, dass es im Tourismus durchaus darum geht, Atmosphären zu erzeugen. Die Anmaßung, dass nur das Ungemütliche anständig und alles andere nur rustikaler Kitsch ist, muss man aufgeben.

Kühn: Das klingt für mich nach perfektioniertem, zielgruppengerechtem Systemtourismus.

Pöschl: Nein, ich glaube, der Tourismus wird individuell bleiben. Die wichtigen Hotels werden nicht die Hyatts sein, sondern immer noch von einzelnen Persönlichkeiten getragen werden. Die Werbung für Qualitätstourismus, wie sie Andreas Braun ins seiner Zeit als Direktor der Tirolwerbung gemacht hat, ist extrem wichtig. Wenn der Tourismus aufwacht und seine Chancen erkennt, wird er seine Bedeutung für die Tiroler Identität behalten. Als Industrieland wird man Tirol meiner Ansicht



Fotos Anno Ritter (2)

Johannes Wiesflecker

nach auch in absehbarer Zukunft nicht wahrnehmen: Wirkliche Industrien kann man hier an zwei Händen abzählen, das ist unbedeutend im Vergleich zum Tourismus.

Gerade die architektonisch guten Gewerbebauten haben potenziell einen positiven Einfluss im Land, vor allem wegen der Vorbildfunktion ...

Ritter: Da wäre ich nicht so pessimistisch. Ich glaube, dass sich auf der Ebene der neuen Technologien die Wirtschaftsstrukturen so verändern, dass sich für ein Land wie Tirol mit seinen Landschaftsressourcen neue Chancen eröffnen. Die Zukunftsstiftung Tirol, die in den nächsten vier Jahren Milliarden in die Förderung von Kompetenzzentren investieren soll, sehe ich zumindest potentiell als Vorreiter. Daneben gibt es die Tendenz zur Gründung verschiedener Fachhochschulen, z. B. in Kufstein, die von Henke und Schreieck geplant wurde. Weiters gibt es im Bereich der Medizin, der Alpinotechnologie oder der Biotechnologie Kompetenzen, aus denen sich neue Betriebe bzw. Cluster entwickeln könnten. Für diese Betriebe ist ein Standort, wo man quasi im Urlaub arbeiten kann, durchaus attraktiv. Ein Indiz dafür, dass es in Tirol eine aufstrebende und innovative Unternehmenszene gibt, die gegenüber dem touristischen Image an Bedeutung zunehmen wird, waren für mich die Einreichungen beim letzten BTV-Bauherrenpreis. Da gab es in der Kategorie Gewerbebauten eine erstaunlich große Anzahl von sehr spannenden Projekten, die auch zu der kritischen Masse beitragen, von der ich vorhin gesprochen habe. Gerade die architektonisch guten Gewerbebauten haben potenziell einen positiven Einfluss im Land, vor allem wegen der Vorbildfunktion, und wenn ein Betrieb wie die Firma Kapferer leichter Arbeitskräfte bekommt, weil diese gerne in seiner neuen Halle arbeiten, dann hat das natürlich gewisse Konsequenzen.



Klaus Juen

1957 geboren in Hall in Tirol
Architekturstudium an der Universität Innsbruck (Schwerpunkt Wohnbau), anschließend freier Mitarbeiter in verschiedenen Architekturbüros
1988 Wechsel in den Landesdienst, Leiter der Geschäftsstelle für Dorf-erneuerung

Peter Jungmann

1952 geboren Lienz
Architekturstudium an der Universität, Innsbruck (Diplom 1980)
Seit 1986 eigenes Büro in Lienz / Osttirol.
Werkauswahl: 1991–1992 Tonstudio Koch International in Nußdorf-Debant, 1994–1995 Haus Retter in Lienz, 1995–1996 Landeskrankenhaus Klagenfurt-Neubau der Kernspintomographie (mit Gerhard Mitterberger), 1994–1997 Wohnbebauung Strassen, 1996 Gemeindehaus Gaimberg, 1996–1997 Dolomitenstadion in Lienz, 1998 Almhütte Brunner in Nußdorf-Debant, 1999–2000 Haus Waldnig in Nikolsdorf, Wohnbebauung Weidengasse in Lienz, 2000–2001 Lebenshilfe Lienz

Klaus Lugger

1948 geboren Innsbruck
Jusstudium in Innsbruck
Seit 1989 Geschäftsführer der NHT (Neue Heimat Tirol)
Aufsichtsratsvorsitzender des Österreichischen Revisionsverbandes der Gemeinnützigen Bauträger, Lektor für Wohnrecht an der Universität Innsbruck, Herausgeber mehrerer Publikationen, u. a. „Das Österreichische Wohnhandbuch“, Studienverlag

Johann Obermoser

1954 geboren Waidring
Architekturstudium an der Universität, Innsbruck (Diplom 1978)
1978–1983 Praxisjahre bei Sepp Müller in Wien
Seit 1983 eigenes Büro in Innsbruck.
Werkauswahl: 1990 Domgalerie, 1991 Raiffeisen Rechenzentrum in Innsbruck, 1989 Volksschule Schönberg (mit Werner Thönig), 1993 Industriehalle Plattner in Innsbruck, 1993–1995 Zubau Volksschule Inzing, 1993–1999 Wohnanlage Kirchfelder in Zirl, 1995–1996 Seniorenzentrum Zams-Schönwies, 1997–2000 Lantech Innovationszentrum in Landeck, 1998–2000 M-Preis Landeck, 2000–2002 BTV-Langer Weg in Innsbruck (mit Helmut Reiter, Michael Pflieger)

Georg Pendl

1954 geboren Innsbruck
Architekturstudium an der Universität, Innsbruck
Seit 1985 gemeinsames Büro mit Elisabeth Senn in Innsbruck
Seit 1998 Vorsitzender der Sektion Architekten der Kammer für Tirol und Vorarlberg
Seit 2000 Bundessektionsvorsitzender der Architekten Österreichs
Werkauswahl: 1995 Zahnarztordination und Dachgeschoß in Wien, 1993 Haus Brock in Aldrans, 1994 Haus Sperner in Thaur, 1996 Haus Schwab in Blotzheim/Elsass, 1995 M-Preis Pfunds, 1996 Umbau Haus Gugg in Pettinau, 1997 Hypo-Bank Zweigstelle Pradl in Innsbruck, 1998 M-Preis Söll, 1998–1999 Einkaufszentrum Obermarkt in Telfs, 1999–2000 M-Preis Kram-sach

Wolfgang Pöschl

1952 geboren Innsbruck
Leitung der väterlichen Tischlerei (Meisterprüfung 1974)
Architekturstudium an der Universität, Innsbruck (Diplom 1980)
1979–1985 Mitarbeit bei Heinz-Mathoi-Streli
1985–1988 Zusammenarbeit mit Reinhardt Honold (1988 Bogen 13 in Innsbruck, 1987–1988 Schwimmhalle Stiglgrzyg te in Serfaus)

Seit 1988 eigenes Büro, seit 2001 tatanka gmbh (Wolfgang Pöschl/Joseph Bleser/Thomas Thum) in Mils

Werkauswahl: 1992 M-Preis Lienz, 1994 M-Preis St. Johann, Super-M-Preis Mils, 1995 Super-M-Preis Telfs, 1997 Haus K. in Zifres, Mutterkuhhaltung Wittauer in Ampass, M-Preis Bäckerei in Völs, 1999 Haus F. in St. Anton, 1999–2000 Hotel Anton in St. Anton am Arlberg, Motorrad Schnaller in Kolsass, 1998–2000 Atelier Thoni in Telfs, 1999–2001 Betriebsgebäude Adler Lacke in Schwaz, 2001 Haus M. in Innsbruck, 2001 Schwimmhalle Schwarzer Adler in Kitzbühel

Arno Ritter

1965 geboren in Wien; Studium der Publizistik, Geschichte und Philosophie an der Universität Wien; Mitarbeiter am Institut für Zeitgeschichte der Universität Wien; 1992–1994 Sekretär der Österreichischen Gesellschaft für Architektur in Wien; Seit 1995 Leiter des Architekturforum Tirol in Innsbruck; Seit 1999 Mitglied des Landeskulturbereiches für Tirol; Seit 2000 Vorstandsmitglied der Architekturstiftung Österreich; Seit 2000 Mitglied des Beirates „Kunst im öffentlichen Raum“ der Stadt Schwaz; Kurator und Ausstellungsmacher; freier Kulturpublizist; Veröffentlichungen im Bereich Photographie, Kunst und Architektur in diversen Katalogen, Büchern und in- und ausländischen Fachzeitschriften
1994 „Cornelius Kolig: Das Paradies“, Kunsthaus Bregenz, Hatje Verlag; 1995 „Hans Peter Wörndl: GuckIHupf“, Kunsthaus Bregenz, Hatje Verlag; 2000 „Accnci, Holl: Storefront for Art and Architecture“, Kunsthaus Bregenz, Hatje Verlag

Hanno Schlögl

1944 geboren in Hall/Tirol
Architekturstudium an der Akademie der bildenden Künste, Wien (Diplom 1967)
Seit 1973 eigenes Büro in Innsbruck.
Werkauswahl: 1987 Raiffeisenbank in Mils, 1981–1986 Seniorenheim Haus im Stiftsgarten in Hall/Tirol (mit Andreas Egger), 1990 Kaufhaus „Steinadler“ in Leoben/Steiermark, 1995 Wohnanlage GHS, Gumpfstraße in Innsbruck, 1996 Wohn- und Pflegeheim in Unterperffuss, 1997 Kunsthalle Tirol in Hall/Tirol, 1998 Tiroler Fachberufsschule für Bauwesen in Absam, 1999 Galerie im Taxispalais in Innsbruck, 2000 Raiffeisenbank in Hall/Tirol, 2001 Haus Poewe in Innsbruck, 1999–2002 Volksbank in Wels

Erika Schmeissner-Schmid

1950 geboren München
Architekturstudium an der ETH Zürich (Diplom 1975)
1975–1978 Städtebauliches Aufbaustudium und Ausbildung zum höheren bautechnischen Verwaltungsdienst (Wohnungsbau und Siedlungswesen) in München, 1978–1979 Planungsverband Äußerer Wirtschaftsraum München
Seit 1979 Stadtplanungsamt Innsbruck (Leiterin seit 1991)

Johannes Wiesflecker

1961 geboren Brixlegg
Architekturstudium an der Universität, Innsbruck (Diplom 1989)
Seit 1994 eigenes Büro in Innsbruck
Seit 1998 Vorsitzender des Architekturforum Tirol
Werkauswahl: 1993 Atelier Scheiber in Kufstein (mit Otto Gundolf, Robert Pfurtscheller), 1995–1996 Produktions- und Lagerhalle Minatti in Gärberbach, 1995–1997 Haus W. in Igls, 1998–1999 Haus W. in Mils, 1997–1999 Doppelhaus in Igls, Umbau Schallerhalle Tiroler Sparkasse in Innsbruck, 1999–2000 Sennerei Zillertalmilch in Mayrhofen, 1998–2000 Produktionshalle Hundsichler in Langkampfen, 1999–2001 Wohnanlage Schießstandgasse in Innsbruck, 1999–2002 Wohnanlage in Vill, 2000–2002 Wohnanlage Klosteranger in Innsbruck

Architekturwirklichkeiten: Eine Serie der Architekturstiftung Österreich in Kooperation mit ARCHITEKTUR & BAU FORUM und der Tageszeitung Der Standard. Wir danken der Bundes Immobilien Gesellschaft (BIG) für die Unterstützung dieser Gesprächsreihe.